

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Englisch-Ostindien

Karlsruhe, 1858 [erschieden] 1859

Bombay

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

erreicht, so wird das Grabmodell mit allen seinen Begleitstücken von Früchten, Blumen, Räucherwerk und sonst kostbaren Geschenken in die hierzu gegrabene Oeffnung versenkt. Die religiöse Aufregung nimmt oft in dem Grade zu, daß die Schiiten in den ihnen begegnenden Sunniten die Mörder ihres frommen Märtyrers erblicken, und mit Wuth über sie herfallen, so daß nicht selten Blut fließt. Das Fest bildet so immer einen bedeutungsvollen Moment für die Regierung, da es zugleich aufregend gegen alle Ungläubigen und besonders gegen die Christen wirkt und leicht zu einer Aufsehnung gegen die britische Regierung benützt werden kann.

Bombay.

Die unmittelbaren Besitzungen des englisch-indischen Reiches, also mit Ausschluß der bloßen Vasallenstaaten, zerfallen in vier Präsidenschaften, nämlich: 1. Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta; 2. die nordwestlichen Provinzen unter einem Vicegouverneur, der vom Oberstatthalter eingesetzt wird, mit der Hauptstadt Agra; 3. Madras, und 4. Bombay mit den gleichnamigen Hauptstädten. Einige Länder, wie das Pendschab und die Niederlassungen in den östlichen Gewässern, Pinang, die Provinz Wellesley, Singapore und Malakka, stehen unmittelbar unter dem Oberstatthalter.

Da wir oben (Seite 96) Calcutta geschildert haben, und sich das ganze politische Leben Hindustans in den drei Präsidenschaftssitzen: Calcutta, Bombay und Madras entfaltet, so drängt es uns, auch Schilderungen von Bombay und Madras folgen zu lassen, da diese Städte zu Emporien des Welthandels gediehen sind, und daher eine ausführliche Erwähnung verdienen.

Bombay ist der kleinste der drei Präsidenschaftssitze; da sein Handel aber viel bedeutender als Madras, und da es zugleich der Sitz der englisch-indischen Seemacht ist, so verdient es Erwähnung vor Madras. Die Leichtigkeit, sich hier das Material zu Seeschiffen und die geeignete Bemannung zu verschaffen, so wie das wichtige Bedürfnis, eine Seemacht im arabischen Meerbusen zu unterhalten, gaben dieser Stadt und ihrem Hafen den Vorzug vor den übrigen Seewerften Hindustans. Der Handel Bombays mit Arabien, der See von Oman und dem persischen Meerbusen ist sehr bedeutend.

Die Stadt liegt auf einer felsigen Halbinsel an der Westküste Hindustans. Baumwolle ist ihr Haupt-Exportartikel. Ihre Bevölkerung beträgt gegen 250,000 Seelen von allen Religionen: Christen, Juden, Mohamedaner, Hindus und Parsis. Der Telegraph verbindet sie mit Calcutta, das 1040 englische Meilen, und mit Madras, das 625 von ihr entfernt liegt. In nördlicher Richtung ist ihre telegraphische Verbindung mit Lahore hergestellt.

Die Hafenumgebung Bombays ist außerordentlich reizend; einzelne Reisende versichern, daß die Schönheit derselben alles Uebrige in der Welt übertreffe; sie alle schildern enthusiastisch „die Inseln, welche das Purpurdiadem des alten Oceans bilden.“

In der That ist auch der Reiz der Gegend überwältigend. Der azurblaue Himmel mit seinem Widerschein in den Wellen; die helle indische Sonne, welche ihre vollen Strahlen über Land und See ausgießt — Alles dieß, von den Verandahs derjenigen Häuser aus gesehen, von wo aus man eine Uebersicht des Ganzen genießt, bildet einen wunderbaren Effect. Den Hafen schließen kleine Inseln ein mit Palmbäumen, deren grüne Blätter mit dem glänzend blauen Seewasser einen höchst malerischen Contrast bilden. Im Hintergrunde steigen die Landungsplätze in allen denkbaren Formen und beleuchtet in allen möglichen Farben empor, je nachdem die brennende Mittagssonne auf den strahlenden Felsen fällt, oder tiefer Schatten mit der sinkenden Nacht sich darauf lagert. Im Hafen ist den Tag über stets reges Leben; Boote aller Art führen Lebensmittel herbei; andere dienen zum Aus- und Einladen der Waaren oder zu Vergnügungsfahrten, zu welcher letzterem Zwecke sie elegant, ja selbst hie und da mit Pracht ausgestattet sind.

Das erste Ding, was dem Ankömmling auffällt, sind die reich bemalten Säufte mit seidenen Vorhängen, in denen er an seinen Bestimmungsort verbracht wird. Gruppen von Kulis umringen sofort den Fremdling, um ihm ihre Dienste anzubieten, die man jedoch nur mit großer Vorsicht annehmen darf. Dieses wüste Gesindel besteht meist aus Mohamedanern, die den Christen als vortheilhafte Beute betrachten, vorausgesetzt, daß man sich derselben ungestraft versichern darf. Der erste Augenblick seiner Landung läßt den Fremdling erkennen, daß er sich in einer großen Handelsstadt befindet, namentlich beweist ihm das häufige Verladen von Baumwolle, daß Bombay das große indische Emporium dieses wichtigen Handelsartikels ist.

Die Straße, die aus dem Hafen in die Stadt führt, ist sehr schön, man hat von ihr aus den Ueberblick über die See, was sie zu einer angenehmen Promenade macht, da die Seelüfte den Körper erfrischen und das vor den Augen liegende Panorama die Seele erfreut. Jeden Abend ist diese Straße bedeckt mit Wägen und Reitern, heitern Damen und reichen Eingebornen, aus denen der bedächtige Parsi und ernste Armenier stets hervorstechen. Abwärts von der Straße ist ein großer umzäunter Platz, wo die Parsis, Juden und andere Orientalen gern zu verkehren pflegen, selbst dann, wenn die Straße von Wägen und europäischen Trachten bedeckt ist und die Militärkapellen die Europäer daselbst versammeln. Die Perser und Parsis weichen einander so viel wie möglich aus; ebenso wenig sind die Parsis, welche neben den armenischen Christen die achtbarsten Orientalen Bombays sind, bei den Arabern oder den eingebornen Muselmännern beliebt. Morgens und Abends versammeln sich die Parsis auf der Esplanade, um ihren feurigen Sonnengott zu verehren, wie er über dem Horizont aufsteigt oder unter denselben sinkt. Dabei versäumen sie nicht, ihre Kinder mitzubringen, um sie in dem frommen Kultus ihrer Väter zu unterrichten. Die Frauen bleiben aber diesem Gottesdienst im Freien fern.

Die Nächte sind hier wunderbar schön. Die Sterne scheinen mit einem Glanze, den man in den nördlichen Graden nicht an ihnen kennt, und das Mondlicht übergießt die glänzende See und die dunkeln Wälder mit seinem keuschen Lichte.

Der Charakter der Bevölkerung von Bombay ist je nach der Religion verschieden.

Die Befenner Brahmas sind daselbst intellektuell und moralisch, was sie überall sind. Sie haben zu allen mechanischen Geschäften außerordentlich viel Geschick, erzeugen baumwollene, seidene und wollene Fabrikate in hoher Vollendung und sind unvergleichliche Arbeiter in Elfenbein und Metallen. Im Allgemeinen bemessen sie aber ihre Moralität ganz nach dem Vortheil des Augenblicks; ihr Charakter ist daher auch ein Inbegriff von schlimmen Leidenschaften aller Art. Die Masse der Bevölkerung ist götzdienerisch; ihr Kultus ist voller Formen und Ceremonien; ermüdende Pilgerwanderungen und strenge Fasten wechseln mit einander ab; freiwilliger Opfertod gilt sogar hie und da als Vorbereitung auf eine ewige Seligkeit.

Die Mohamedaner, in Bombay übrigens wenig zahlreich, sind

moralisch und geistig verkommen, doch gibt es daselbst noch immer einige ehrenwerthe Bekenner des Korans.

Die Parsis oder Ghebers sind dagegen um so zahlreicher; in Bombay wie in Canton haben sie den Opiumhandel zum Theil an sich gezogen; auch befinden sich unter ihnen viele Baumwollenhändler, Bankiere und Lederhändler. Unzweifelhaft zählen aber die Feueranbeter zu den reichsten Bewohnern Bombays. Kein anderer Bewohner dieser Stadt, nicht einmal angesehene Beamte, können mit ihnen, was süppiges Leben betrifft, wetteifern; der Gouverneur allein gibt hie und da Gastmähler, welche die übrigen an Glanz übertreffen. In den letzten 30 Jahren gelangte Einer von ihnen aus niedrigstem Stande zu der Stellung eines der reichsten Kaufleute und Kapitalisten der Welt. Sein Name ist Dschamseschi Dschischibhoy und sein Ruf als Kaufmann und Kapitalist drang bis nach England und an den englischen Hof, von wo er manche Ehrenausszeichnung erhielt. Seine erste Beschäftigung war der Handel mit leeren Flaschen, die er von den Hausmeistern englischer Familien anzukaufen pflegte. Durch deren Wiederverkauf häufte er rasch große Summen an, und ward so zum reichsten Manne der Präsidentschaft, vielleicht ganz Hindustans.

Ein anderer ausgezeichnete Mann dieser Sekte, Hormatschi Bumanntschi, besaß vor einigen Jahren eine in vielen Beziehungen glänzendere Wohnung als der Gouverneur selbst. Jemand, der solche besuchte, beschreibt sie als sehr geräumig, geschmackvoll und auf's Reichste und Elegante ausge schmückt, deren Empfangssaal und übrige Zimmer von wahrhaft fürstlicher Pracht, und schließt seine Schilderung derselben mit folgenden Worten: Als wir nach längerem Besuche uns erhoben, um von diesem Feensitze und dessen Eigenthümer Abschied zu nehmen, brachte ein Diener auf einer silbernen Platte höchst geschmackvoll zusammengestellte Blumenbouquets. Indem Hormatschi mir das schönste derselben überreichte, sprach er seine Freude aus, daß ihm dieser orientalische Gebrauch den Ausdruck des Vergnügens vergönne, welches ihm unser Besuch bereitet habe.

Vielweiberei ist selten unter den Parsis, wie überhaupt ihre Moralität weit die der Brahmanen, Buddhisten oder Mohamedaner übertrifft; auch zählen sie zu den eifrigsten Anhängern der Regierung, gegen die sie für die Sicherheit ihrer Personen, ihres Eigenthums und Handels (hierin im Gegensatz zu den abgeneigten übrigen Einwohnern) sich außerordentlich erkenntlich zeigen.

Die Schönheit der Parsis übertrifft die aller andern Bewohner Bombays; die weiblichen Geschlechts zeichnen sich durch feine Züge und anmuthiges, würdevolles Benehmen aus. Viele englische und indische Frauen mögen der liebenswürdigsten der „Sonnentöchter“ an Reizen gleichkommen; im Allgemeinen sind aber schöne Frauen und Männer bei den Parsis zahlreicher als bei der übrigen europäischen oder asiatischen Bevölkerung Bombays.

Der Sage nach kamen die Parsis von Gudscherat, wohin sie von Ormuz am persischen Meerbusen ausgewandert waren, nach Bombay; die wenigsten brachten Frauen mit sich, da bloß einzelne sich herübergewagt hatten. Sie wählten daher zu ihren Frauen Mädchen von Gudscherat, und sahen dabei mehr nur auf schöne Hautfarbe, daher die Race, welche gegenwärtig Bombay bewohnt, nicht rein persisch, aber doch schöner als das Hinduvolk ist.

In dem Fort von Bombay sind zwei große Feuertempel, die jedoch den Andersgläubigen verschlossen bleiben. Sie enthalten geräumige Hallen, in deren Mittelpunkt das heilige Feuer brennt. Die Priester der Ghebers haben ganz das Aeußere der jüdischen. Sie tragen lange wallende Bärte; da diese nun häufig weiß sind, so macht dieß, verbunden mit dem farblosen Turban und dem weiten und weißen Oberkleide, die Erscheinung zu einer ehrwürdigen. Man achtet sie übrigens wenig; was jedoch hieran die Schuld trägt, ist schwer zu entscheiden, da ihr öffentliches Auftreten ein achtbares und die Parsis selbst ein frommes Volk sind. Man hat die Ursache dieser Verachtung schon darin gesucht, daß sie ohne Priester einwanderten und daher in ihrer Noth eine in Gudscherat eingeborne Race dazu beredeten, die priesterlichen Funktionen ihrer Religion zu verrichten. Andere glauben, daß sich die Gemüther des Volkes deshalb von ihnen abgewandt hätten, weil es ihnen nach den Religionsgebräuchen der Parsis obliege, die Leichname der Gestorbenen zu entfernen und auf Thürmen den Raubvögeln zur Nahrung niederzulegen. Die damit verbundene Idee mag vielleicht dem Parsi sogar seinen geistlichen Hirten entfremdet haben. Der Oberpriester ist jedoch nicht der Gegenstand solcher Gefühle, sondern von der ganzen Sekte verehrt.

Zur Charakteristik des häuslichen Lebens eines reichen Hindu mag folgende Schilderung aus der Feder eines amerikanischen Reisenden dienen. Derselbe erzählt: „Ich besuchte die Wohnung der Familie und fand in den Räumen derselben alles angehäuft, worüber Reichthum und Ueppig-

keit nur immer verfügen mögen. Gemälde und Kupferstiche, Mosaiken von Rom und Porzellan von Sevres, englisches und französisches Hausgeräthe, wie überhaupt alles Indische oder Europäische, das man sich verschaffen konnte, war angekauft, um die Wohnung auszuschnücken. Die weiten, mit werthvollen Dingen aller Art angefüllten Gemächer glichen eher dem Ladeninhalt eines Londoner Pfandverleihers, als sonst etwas. Ich fand den Babu (indische Standesbezeichnung) fast nackt in seinem Schlafzimmer auf dem Boden liegend, mit der unvermeidlichen Pankah (dem orientalischen Fächer) und einer englischen Beschreibung des russischen Feldzugs in der Hand. Auch dieses Gemach war prachtvoll ausgestattet, aber die Gemälde, welche die Wände desselben zierten, thaten die schlüpfrige Geistesrichtung des Eigenthümers kund. Mit der Geographie, dem Handel und den politischen Zuständen anderer Nationen war er vollkommen vertraut; er sprach von der gegenwärtigen außerordentlichen Goldausbeute Californiens und Australiens, und wünschte zu erfahren, welche Rückwirkung solche auf den Werth des Silbers ausüben müsse; fragte, ob der australische Handel noch immer so große Verluste bringe, wie seit einiger Zeit, ob die dießjährige Baumwollenernte der vereinigten Staaten Amerikas abermals drei Millionen Ballen betrage, und ob Clipperschiffe trotz dem Frieden ihren Werth behielten. Seine Religion, sagte er, würde ihm nicht erlauben, sein Land zu verlassen, sonst würde es ihm Vergnügen machen, Nordamerika zu bereisen. Neuzerlich schien der Mann vollkommen glücklich; ehe er starb (sein Tod fand kurz darauf statt) gab er noch ein prachtvolltes Natsch (indisches Fest), dessen Feier die unmoralischen Sitten der Europäer mit den üppigen und wollüstigen Gewohnheiten der Asiaten vereinigte. Er versagte sich überhaupt nichts, was er sich mit Gold verschaffen konnte. Ein gleicher Empfang ward mir von Seiten Babu Rajendur Mulliks zu Theil, dessen fürstliche Besitzungen und übriger großer Reichthum ihn vor vielen Andern auszeichnen. Babu Mullik lebt mehr als Mann von Welt, und spart ebenfalls kein Geld, um seinen Liebhabereien zu fröhnen. Je theurer ein Artikel, desto lieber ist er ihm. Bierfüßige Thiere und Vögel füllten seinen Garten, und sein Vogelhaus enthielt alles, was in den Augen des Liebhabers Werth hat, von der Mandarinente Chinas bis zum Paradiesvogel. Bei ihm sah ich Kaschmirziegen, aus deren Wolle die prachtvollen indischen Shawls gewebt werden. Der Babu hat sehr vornehme Manieren, und ist in alter und neuer Geschichte sehr bewandert, auch spricht er das Englische sehr fließend.

Sein Vermögen war zum Theil in den Fonds der ostindischen Compagnie angelegt.“

„Vor einigen Wochen veranstaltete er ein prachtvolles Natsch. Ein Zeltbach ward über seinen Hofraum gespannt, und Lichter in Laternen verbreiteten Helle über den großen, darin befindlichen Springbrunnen und den verzierten Raum. Diese Art Feste sind eine Eigenthümlichkeit Hindustans; werden sie von Königen, Prinzen oder Millionären veranstaltet, so ladet man oft Fremde dazu ein.“

Madras.

Madras, der dritte der Präsidentschaftssitze ist die Hauptstadt des südlichen Hindustans und liegt im Carnatik, am Ufer der Bay von Bengalen. Die Bevölkerung von Madras und seiner Vorstädte wurde 1836/37 auf mehr als 400,000 Seelen geschätzt. Madras ist 870 englische Meilen südwestlich von Calcutta und 650 südöstlich von Bombay entfernt. Umfang und Bevölkerung dieser Stadt zählen nächst Calcutta zu den größten Indiens; Viele behaupten jedoch, daß solche in beiden Beziehungen von Benares übertroffen werde. Madras kommt jedenfalls Calcutta in politischer Bedeutung nahe, wenn auch weniger, was Unternehmungsgeist und Größe seines Handels betrifft. Dieß rührt von der Lage des Platzes her, die so unvortheilhaft ist, wie man sie nicht leicht bei einer andern Seestadt treffen kann. Selbst das Lande ist zu Madras mit vielen Schwierigkeiten und sogar mit einiger Gefahr verbunden. Eine furchtbare Brandung schlägt gegen sein Ufer, zu gewissen Zeiten des Jahrs mit solcher Gewalt, daß, wenn die Bootsleute nicht ganz behutsam zu Werk gehen, sie über Bord geschwemmt werden. Die Verbindung zwischen den Schiffen auf der Rhyde und dem Ufer findet vermittelst großer Barken statt, die man Massulahboote heißt und welche drei oder vier Rudererpaare zur Bemannung haben. Dieselben sind zeltartig bedacht zum Schutz der Passagiere. So wie sich das Boot dem Lande nähert, beobachten die Bootsleute den Schlag der Wellen und springen, indem sie das Boot so nahe als möglich dem Lande bringen, auf festen Grund, um das Boot in Sicherheit vor dem nächsten Wellenschlag zu bringen. Es gibt noch eine Art Schiffszeug, die man Catamaran heißt, und die bloß aus einem oder zwei Baumstämmen besteht, worauf der Schiffer sitzt, indem er vor- oder rückwärts rudert. Fällt er herab, was jedoch selten geschieht, so klettert er sogleich wieder auf den Catamaran hinauf und setzt seine frühere